

Nicolina Trunte

# Slawischer Frühling

Ein historischer Roman

Der Hexalogie zweiter Teil

Viertes bis sechstes Buch

Text und Umschlaggestaltung: © Nicolina Trunte 2023  
E-Mail: [nicolina.trunte@email.de](mailto:nicolina.trunte@email.de)  
Verlagsportal: Bookmundo Direct

## Vorbemerkung

Der Roman behandelt ein Kapitel der europäischen Geschichte, das den meisten deutschen Lesern weitgehend unbekannt sein wird. Auch gehören die Sprachen, die hier eine Rolle spielen, Slawisch, aber auch Griechisch und orientalische Sprachen, nicht zu dem, was als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf. Für deren Wiedergabe verwenden wir ein System, das sich an das in der Slawistik bzw. Orientalistik übliche anlehnt. Dabei ist zu beachten, daß – anders als im Deutschen – „s“ immer stimmlos ist (wie „ß“), „z“ immer stimmhaft wie „s“ in „Rose“, „c“ entspricht deutschen „Z“ wie in „Zahl“. Unbekannt sind vielleicht die Buchstaben mit zusätzlichem Haken. Hier entspricht das „č“ deutschem „Tsch“ in „Tscheche“, „š“ deutschem „Sch“ in „Schicksal“ und „ž“ deutschem „G“ in „Gelee“. Nur in griechischen Lehnwörtern und Namen kommen „ph“ und „kh“ vor, die ursprünglich behauchte Laute waren, dann aber mit „f“ bzw. „ch“ zusammengefallen sind. Das Vokalzeichen „ÿ“ kommt ebenfalls nur in griechischen Lehnwörtern und Namen vor und wurde wie „ü“, später wie „i“ gesprochen. Hingegen begegnet einfaches „y“ in slawischen und türkischen Wörtern und bezeichnet den Vokal, der im Russischen „ы“ und im Türkischen „ı“ geschrieben wird. Darüber hinaus besaß das Slawische Nasalvokale, wobei „ǫ“ wie „on“ in französisch „bon“, „ǭ“ wie französisch „un“ und „ę“ wie „in“ in französisch „vin“ klingt. Dialektal kamen wohl auch „ä“ und „ą“ vor. Schließlich besaß das Slawische zwei Murnelvokale, die wir hier mit „e“ (wie „er“ in „Müller“) und „ə“ (wie „e“ in „Mühle“ wiedergeben. Dialektal gab es statt „e“ noch ein stärker o-haltiges „ɔ“.

In slawische Orts- und Personennamen lassen wir die früh verstummten Vokale „e“ und „ə“ im Auslaut und in „schwacher“ Stellung weg, um Formen zu erhalten, die dem Leser eher vertraut sind. Griechische Namen und Begriffe werden gemäß der zeitgenössischen wie modernen sogenannten „itazistischen“ Aussprache angegeben. Die Zeichen „s“ und „z“ sind wie im Slawischen zu lesen. In orientalischen Namen bezeichnet der Längsstrich Langvokale (ā, ē, ī, ō, ū). Mit „ˆ“ geben wir einen Kehlkopfverschlußlaut wieder, der dem Deutschen fremd ist, in orientalischen Sprachen aber als Konsonant gewertet wird, während „ˆ“ jenem Laut entspricht, der im deutschen „Meineid“ zwischen „n“ und „ei“ zu hören ist. Arabisches „h“ entspricht slawischem „ch“, arabisches „ğ“ slawischem „dž“, arabische „ḍ“ und „ṭ“ germanischen „ð“ und „þ“; weitere Feinheiten des Lautsystems orientalischer Sprachen, die durch untergesetztes Punkt markiert werden, können vom deutschen Leser vernachlässigt werden.



# Inhalt

Viertes Buch: Morawa .....	I
Kapitel 19: Die slawische Gesandtschaft .....	3
Kapitel 20: Auf der alten Heerstraße .....	38
Kapitel 21: Unter slawischen Brüdern.....	71
Kapitel 22: Im Auge des Wirbelsturms .....	99
Kapitel 23: Aufbruch nach Rom .....	123
Kapitel 24: In den Weiten Pannoniens .....	148
Fünftes Buch: Rom .....	189
Kapitel 25: Ein Falke unter Krähen .....	191
Kapitel 26: In der Ewigen Stadt .....	219
Kapitel 27: Kyrillos der Mönch .....	254
Kapitel 28: Abschied vom Berg .....	277
Kapitel 29: Treulosigkeit und Verrat .....	304
Kapitel 30: Erzbischof Methodios .....	388
Sechstes Buch: Bulgarien .....	375
Kapitel 31: Geächtet .....	377
Kapitel 32: König Swętoplęk .....	395
Kapitel 33: Die Ungarn kommen .....	415
Kapitel 34: Ringen um die slawische Schrift .....	441
Kapitel 35: Wiedersehen mit Vater Kliment .....	472
Kapitel 36: Ochrid .....	493
Epilog .....	515



Viertes Buch

# Morawa



## Kapitel 19

# Die slawische Gesandtschaft



er Gesang verebbte. Ich wußte, daß jetzt die jungen Mönche große Metanien machten. Ich liebte diesen stillen Augenblick, da nur das Rauschen der Gewänder die Kirche erfüllte. Der Schlußsegens drang nicht bis zu mir heraus, aber ich kannte jedes Wort. Die Jahre hatten sie mir ins Herz eingepägt, wo sie, selbst wenn ich schlief, selbsttätig weiterklangen. Gott hat die Zeit geschaffen, doch der Mensch hat ihre Meßschnur gleich wertvollen Perlen mit Gottesdiensten besetzt.

Nun kamen die Brüder einer nach dem anderen schweigend aus der Kirche und huschten, da es in der Fastenzeit mittags keine Trapeza gab, einzeln an mir vorüber ihrer gewohnten Tätigkeit zu. Allein Bruder Božidar trat zu mir. Ich hatte ihn gleich ins Herz geschlossen, als er vor vier Monaten zu uns ins Kloster gekommen war. Er stammte aus einem Fischerdorf ganz in der Nähe am Ostufer des Sees; vielleicht war es diese seine Herkunft, die mich in ihm mich selbst erkennen ließ, so daß ich eine herzliche Zuneigung zu ihm entwickelt hatte.

„Bruder Božidare! Schön, daß du zu mir altem Manne kommst“, sprach ich ihn an.

„Vater Grigorije!“ Der Junge versuchte, mir die Hand zu küssen, doch kam ich ihm mit gewohnt flinker Bewegung zuvor.

„Laß das, Božidare! Aber schön habt ihr gesungen, wie die Engel.“

„Es freut mich, daß du mit uns zufrieden bist, Vater Grigoriye. Ich mache mir aber Sorgen um dich. Du solltest vielleicht doch etwas essen. Alte und Kranke sollen nicht so streng fasten. Du weißt das.“

„Gewiß. Aber ich bin mein Lebtag daran gewöhnt; werde ich da, kurz bevor der Herr mich heimruft, schwach werden? Welcher Wagenlenker zügelt seine Rosse kurz vor dem Ziel?“

Božidar erwiderte nichts und setzte sich schweigend zu mir. Er ließ gleich mir den Blick über unseren See schweifen.

„Weißt du, woher der fremde Mönch gekommen ist, der gestern abend kurz vor Sonnenuntergang hier eintraf?“ fragte er mich plötzlich lebhaft geworden.

„Woher soll ich das wohl wissen?“ brummte ich. „Du wirst es mir sicher gleich erzählen.“

„Aus Präslaw! Er ist auf dem Wege nach Glawnica. Du warst schon in deiner Zelle, als ich mich gestern abend hier mit ihm unterhalten habe.“

„Und was gibt es Neues in der Welt?“

„Große Dinge geschehen.“ Bruder Božidar war aufgeregt wie ein junges Fohlen voll für einen Mönch unziemlicher Erregung, begierig, seine Neuigkeit mitzuteilen. Ich mußte innerlich lächeln. So war auch ich einmal.

„Zar Sýmeon, der vor drei Jahren seine Heere bis vor Solun und Drač und bis an den Golf von Korint geführt hat, sammelt in Thrakien ein gewaltiges Heer, wie es die Welt seit langem nicht gesehen hat, um als neuer Alexandr gegen Acheloy, das die Romäer Acheloos nennen, zu ziehen und das Haupt der Schlange Zoi zu zertreten. Noch in diesem Jahr wird mit Gottes Hilfe und gemäß deiner Voraussage ein Bulgare auf dem Thron des Kaisers sitzen.“

Ich schaute kurz auf, aber in meinen Augen las Božidar nicht jene Begeisterung, die er zu sehen erwartet hatte, und schien enttäuscht. Es ist das Vorrecht der Jugend, sich leicht zu begeistern. Ich hing schweigend meinen Gedanken nach. Božidar hatte recht. Ich war nicht älter als er heute, als ich angesichts des Verfalls am Kaiserhofe der Vorstellung Nahrung gegeben hatte, daß nach Herrschern aus verschiedenen Stämmen und Geschlechtern dereinst vielleicht ein Slawe – zum wahren Glauben bekehrt – über das christliche Reich gebieten könnte. Als dann vor vier Jahren im Sommer Patriarch Nikolaos tatsächlich unseren Zaren Symeon zum Kaiser gekrönt hatte, schienen sich diese Träume zu bewahrheiten. Symeon! Aus dem Kloster auf den Thron berufen war er wohl in der Tat der würdigste – ein Mann von starkem Glauben und unerschrockenem Herzen, groß geworden in drei Sprachen: seiner bulgarischen Muttersprache, dem Griechischen der heiligen Herrscher und dem Slawischen seiner Untertanen. Die bulgarische Sprache verband ihn mit edlen Vorfahren, aber auch mit deren christusfeindlicher Tyrannei und törichtem Heidentum; die griechische mit den Schätzen der Weisheit des wahren Glaubens und römischer Bildung, aber auch mit dem verhaßten Gegner zahlloser Kriege, der dem Volk der Bulgaren und Slawen selbst das lebensnotwendige Brot mißgönnt hatte und sich dabei hoffärtig mit dem ihm zu weiten Ruhmesmantel größerer Vorfahren umgab; die slawische Sprache aber, kraftvoll und jung, geläutert durch die heilige Taufe von allem heidnischen Greuel, geschliffen zu einem scharfen Schwert des Glaubens durch die Mühen unserer heiligen Väter Kyrillos und Methodios, gab ihm Zugang zu den Herzen der Mehrheit seines Volkes, das – lange bevor der er-

ste Bulgare den Huf seines struppigen Pferdes auf diese Erde setzte – mit dem ihnen eigenen Fleiß das Land bestellt hatte. Das bulgarische Reich mußte ein slawisches werden, wenn es Bestand haben sollte. Das wußte Symeon und war den von seinem heiligen Vater Boris-Michail eingeschlagenen Weg folgerichtig weitergegangen. Nachdem er, darin dem Wunsche der Mehrzahl der Romäer entgegenkommend, nach dem Tode des Regenten Alexandros das Kind Konstantinos, den illegitimen Sproß des großen Kaisers Leon, beiseite schob und vom Patriarchen Nikolaos selbst gekrönt worden war, erneuerte er das Kaisertum, pflanzte dem alternden Weinstock des Romäischen Reiches ein grünendes slawisches Reis auf, damit dieses zu beider Nutzen Früchte trage. Nicht länger würden Griechen slawische Nachbarn höhnen. Aber wankelmütig ist das Herz der Menschen; kaum war Symeon aus der Hauptstadt abgezogen, war der verfluchte Neider von Anbeginn in die neue Eva, die die Gebote Gottes mißachtende Zoi und Mutter des minderjährigen Konstantinos gefahren. Sie hatte alle Macht an sich gerissen, die geschlossenen Verträge für nichtig erklärt und damit unseren Zaren genötigt, mit Waffengewalt sich zu verschaffen, was ihm nach göttlichem und der Menschen Recht zustand. Und nun rüsteten die Heere also zur Entscheidungsschlacht. Der Sieg der Slawen schien sicher und gerecht. Aber wer kennt wirklich Gottes Ratschluß? Zweifel nagen beständig am schwächelnden Herzen der Alten. Ich wollte, ich könnte noch einmal so kraftvoll und zuversichtlich in die Zukunft schauen wie Bruder Božidar. Freilich würde auch dann der sichere Triumph der Slawen nicht von Dauer sein. Dereinst mochten heute noch wildere Völker wie die Ungarn oder die Patzinaken das Reich ererben und er-

neuern; das Reich aber würde, geleitet durch den Glauben an Gottes weisen Ratschluß, weiterleben in allen Völkern, die sich zu Ihm bekannten.

„Gott gebe seiner Herrschaft Segen!“ sagte ich schließlich. „Und was berichtet der Präslawer Mönch sonst noch?“

Bruder Božidar schien enttäuscht ob meiner vermeintlichen Gleichgültigkeit.

„Der Mönch, der übrigens den Namen unseres slawischen Erstmärtyrers Nrawota trägt, berichtete auch, daß die Viten unserer heiligen Väter Kyril und Metodij, Naum und Kliment eifrig gelesen werden. Man hat jetzt in der Hauptstadt sogar ein neues Fest der heiligen Siebenheit eingeführt.“

Nun blickte ich doch erstaunt auf. Bruder Božidar bemerkte meinen fragenden Blick.

„Ein Fest der heiligen sieben Männer, die den wahren Glauben zu den Slawen gebracht und uns gelehrt haben, in eigener Sprache Gott zu preisen und Ihm die Verherrlichung emporzusenden. Gepriesen seien Kyril und Metodij, Naum und Kliment, Angelarij und Sawa sowie der edle Gorazd.“

„Was sagst du da? Gorazd?“ Bitternis füllte mein Herz und stieg mir wie der Geschmack von Galle in den Mund. Ausgerechnet Gorazd! Eben noch hatte ich bei allem nagenden Zweifel Befriedigung darüber verspürt, daß unser großes Werk gelungen war und mit der Kaiserwürde Symeons gekrönt werden sollte. Nicht würde der Vergessenheit anheimfallen, was wir getan hatten. Dabei war nicht ich wichtig, nicht mein bescheidener Anteil an dem Werk; ich war nur ein Tagelöhner im Weingarten Gottes. Aber – ich erschrak über meine Empörung – was war das für ein Empfinden bei mir? Ein letztes Aufbäumen törichtem Stolzes? Hatte ich denn

nicht schon vor Jahren Gorazd alles verziehen? War ich noch immer nicht gegen Versuchungen gefeit? Und dennoch ... Aber daß ausgerechnet Gorazd ...!



Ich sehe ihn noch vor mir in seinem nur knielangen smaragdgrünen Friesenmantel, mit dem er sich von den beiden übrigen Gesandten in ihren langen ockerfarbigen Mänteln abhob: sichtlich ein Modegeck. Vergeblich hatte der fränkische König Karolus, der später den weströmischen Kaisertitel usurpierte, wie Notker Balbulus in seiner Lebensbeschreibung des Herrschers behauptete, über dieses modische Kleidungsstück gespottet, das nach seinen Worten im Bett nicht taue, sich damit zuzudecken, ihn zu Pferde nicht vor Wetterunbilden schütze und beim Austreten die entblößten Beine vor Kälte erstarren lasse; aber selbst Verbote hatten nichts gefruchtet, denn fränkische Adlige schätzten den farbigen Stoff. Sichtlich hatten selbst slawische Adlige Gefallen daran gefunden. Eine große goldene, edelsteingeschmückte Agraffe schloß den Mantel an der rechten Schulter, über die das offene blonde Haar herabfloß, nur durch einen schmalen Goldreif daran gehindert, dem Träger ins Gesicht zu fallen. Kleidung wie Haltung wiesen ihn als Sproß fürstlichen Geblüts aus, auch wenn es einer der beiden ockerfarbig Gekleideten war, der dann das Wort führte. Es war wohl nur seine damals noch unzureichende Beherrschung der griechischen Sprache, die Gorazd – den noch nicht dreißigjährigen jüngsten Sohn des morawischen Fürsten Rastislaw, wie ich bald erfuhr – daran hinderte, selbst das Wort zu ergreifen.

Wir standen wie schon einmal in der Halle des Magnaura-Palastes, Kaiser Michails Thron hatte sich wieder herabgesenkt, und die Gesandten erhoben sich auf ein Zeichen des Magister officiorum von ihrer kniefälligen Huldigung und überreichten ihr Beglaubigungsschreiben.

„Obwohl sich unser Volk vom Heidentum schon länger abgewandt hat“, sprach der Gesandte nach den nichtssagenden einleitenden Floskeln, „und nun nach dem christlichen Gesetz lebt, mangelt es uns an einem Lehrer, der uns in unserer eigenen Sprache den wahren christlichen Glauben auslegen könnte, auf daß auch andere Länder, dies sehend mit uns wetteiferten, es uns gleichzutun. Sende uns also, Gebieter, einen solchen Bischof und Lehrer, denn von euch geht allezeit ein gutes Gesetz in alle Länder aus.“

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Das war doch genau das, worauf wir seit Jahren hingearbeitet hatten. Schade, daß Vater Konstantinos das nicht hören konnte, denn er befand sich noch im Hospital der Apostelkirche, um sein Fieber auszukurieren, das er sich unterwegs, vielleicht in den sumpfigen Niederungen des Kuphis oder des Sulaq-Deltas zugezogen hatte. Auch Vater Methodios war nicht da, sondern war zum Kloster Polychronion abgereist, dessen Abt er nun war, nachdem er sich vergeblich gegen diese Ehrung gesträubt hatte.



Nach der Rückkehr aus dem Lande der Chazaren waren wir damals noch zur Erholung drei Wochen in Cherson geblieben, dessen mildes Klima uns nach der Hitze der Steppe guttat. An einem der ersten Tage waren wir zum Abendessen

zu Gast bei Erzbischof Georgios, der sich von uns ausführlich berichten ließ, wie es um die Lage der Christen im Reich der Chazaren bestellt war. Ihn bekümmerte dabei, daß sich viele, die sich doch Christen nannten, von ihren heidnischen Gebräuchen nicht gelöst hatten, daß es, wie er es Vater Konstantins Bericht entnommen hatte, sogar noch Tieropfer gab und allerlei Aberglauben.

„Leider ist das auch hier auf der Chersonisos teilweise noch so“, fuhr er fort. „So wurde mir berichtet, daß es in Phully, woher, wie du sagtest, der Balyqčy von Kärč stammt, zwar Christen gibt, die bulgarischen oder alanischen Stammes seien und deren Bistum mir unterstellt ist, daß diese aber daneben heidnische Gebräuche pflegen und einen angeblich wundertätigen Baum, den sie Alexandros nennen, verehren. Solche Baumkulte waren früher hier überall verbreitet, schon Kaiser Justinianos berichtete von solchem Brauch in Lazika, auch in Iberien – so hörte ich – wird in Bäumen eine heidnische Göttin Dali verehrt, die der hellenischen Artemis entsprechen soll. Ich wollte mich längst darum kümmern, aber meine Kraft reicht dafür nicht mehr. Bald wird der Herr mich heimrufen.“

„Solchen Zwiéglauben findet man oft dort, wo die Macht des christlichen Reiches schwach ist. Mit deiner gütigen Erlaubnis,“ fuhr Vater Konstantinos fort, „will ich dorthin gehen und die Irrgläubigen auf den rechten Weg zurückführen.“

„Gott segne dich“, erwiderte der Erzbischof. Dann nach einer Pause. „Und bitte segne auch du mich, wie mein Vater es getan hat.“

Vater Konstantinos verstand, daß der Erzbischof im Begriff stand, diese Welt mit der ewigen zu vertauschen und willfahrte ihm. Tatsächlich starb Erzbischof Georgios bereits in der

folgenden Nacht. Vater Konstantinos, wenngleich selbst geschwächt, wollte unbedingt nach Phully gehen, denn er vermeinte, dies sei der letzte Wille des Entschlafenen gewesen.

Schon tags darauf brachen wir nach Phully auf, das von den Einheimischen Tepsen genannt wurde. Auch Vater Methodios begleitete uns. Wir fanden die Worte des Erzbischofs bestätigt, an zentraler Stelle in der Stadt erhob sich eine mächtige Eiche, die auf wundersame Weise mit einem Kirschbaum zusammengewachsen war. Weibern war der Ort verboten, die Männer aber brachten dort blutige Opfer dar und vermeinten, so ihre Manneskraft zu stärken sowie Regen auf ihre Felder herabzurufen. Vater Konstantinos trat mitten unter die Männer vor den Baum und erhob seine Stimme:

„Es ist schändlich, was ihr da tut! Die Hellenen haben einst wie ihr Geschöpfen Gottes, Himmel und Erde, Gestirnen und Bäumen göttliche Verehrung erwiesen und erleiden dafür jetzt ewige Qualen. Wie könnt ihr, die ihr doch die christliche Taufe empfangen habt, einen Baum anbeten, der ein nichtiges Ding ist und nur als Feuerholz taugt.“ Die Männer schauten betreten zu Boden, rührten aber keine Hand. Schließlich erwiderten sie:

„Nicht erst wir haben damit begonnen, sondern unsere Vorväter haben uns diese Opfer gelehrt. Überaus mächtig ist der Baum, denn, seit wir ihn verehren, sind alle unsere Wünsche stets in Erfüllung gegangen, und nie hat es an Regen gemangelt. Wir fürchten, daß wir des Todes sterben und unsere Felder vertrocknen müßten, wenn wir Hand an ihn legten, wie du es uns heißt.“

Vater Konstantinos predigte ihnen, wies sie auf zahlreiche Schriftstellen hin, um sie von ihrem schändlichen Tun abzu-

bringen, sie aber ließen sich nicht überzeugen. Schließlich fügte er hinzu: „Und was eure Furcht anbetrifft, daß des Todes sterben müsse, wer die Hand gegen den Baum erhebe, so laßt das meine Sorge sein. Gebt mir eine Axt, und wenn es einen Fluch gibt, so soll er mich treffen!“

Die Axt wurde gebracht, und Vater Konstantinos bekreuzigte sich, sprach ein stilles Gebet und schlug dann mit aller ihm trotz seiner Schwäche verbliebenen Kraft gegen die mächtige Eiche. Dreiunddreißig Schläge, soviel wie Jesus Christus Jahre auf Erden gewandelt ist, waren nötig, den mächtigen Baum zu Fall zu bringen. Erschöpft legte Vater Konstantinos die Axt zur Seite und befahl den Männern, den gefälltten Baum zu zerhacken und zu verbrennen. Lange loderte das Feuer, bis nichts mehr übrig war von dem heidnischen Schandmal. In der folgenden Nacht fiel langanhaltend Regen. Nun erst waren die Männer überzeugt, bereuten ihre widergöttlichen Taten und empfingen am folgenden Sonntag die heilige Kommunion zur Vergebung ihrer Sünden. Nach Cherson zurückgekehrt, nahmen wir in dem Bewußtsein, den letzten Willen des Verstorbenen erfüllt zu haben, an den Begräbnisfeierlichkeiten für den entschlafenen Erzbischof teil.

Während unserer Abwesenheit in der Chazarei war in Cherson ein Schreiben des Patriarchen eingetroffen. Vater Konstantinos erzählte mir später von seinem Inhalt. Es war die Antwort auf seinen Bericht von der Auffindung der Gebeine des heiligen Klimis. Erst jetzt erfuhr ich, daß unser Bemühen um die Bergung der Gebeine des Heiligen keineswegs so zufällig und beiläufig war, wie ich geglaubt hatte. Vater Konstantinos hatte nicht nur den Auftrag erhalten, während der langen Wintermonate in Cherson nach Überresten der hunno-

bulgarischen Mission zu forschen, wovon ich wußte, sondern auch zu versuchen, die Gebeine des Heiligen zu finden und nach Möglichkeit zu bergen. Photios kannte sehr wohl die Überlieferung, derzufolge der heilige Klimis am Boden des Meeres nahe dem Ufer zu finden sein sollte, auch wenn der genaue Ort in Vergessenheit geraten war. Photios benötigte die Reliquien für einen nicht näher bezeichneten Zweck, weshalb wir sie nach Konstantinopel überführen sollten. Da absehbar war, daß die Bewohner Chersons enttäuscht sein würden, hatte Photios Vater Konstantins Ersuchen zugestimmt, das Haupt des Heiligen, das ja getrennt vom Leib aufgefunden worden war, der Kirche von Cherson vorzubehalten. Aus der Kenntnis der späteren Ereignisse meine ich, daß dies auch ein Seitenhieb unseres Patriarchen auf seinen römischen Amtsbruder war, an den die Reliquien des heiligen Klimis schließlich gelangten, um diesem zu verstehen zu geben, daß er wohl auf dem Stuhle des heiligen Clemens, wie der Heilige lateinisch genannt wurde, sitze, nicht aber Haupt der Kirche sei, wie es Papst Nicolaus gegen geltendes Recht für sich beanspruchte. Über den zusammen mit den Reliquien geborgenen Anker bestimmte Photios – zweifellos nach dem Wunsche Vater Konstantins –, daß er den frommen Mönchen von Kalamita, die seit Jahrhunderten das Gedenken an den Heiligen begingen, als Seelentrost übergeben werden sollte.

Zum Abschluß unseres Aufenthaltes in Cherson hatten wir noch einmal in der Kathedralkirche der heiligen Apostel zu Cherson die Göttliche Liturgie und am folgenden Montag die Entschlafung der Gottesgebärerin gefeiert, bevor wir am Dienstag, den 26. August 6369 mit einem Versorgungsschiff

nach Konstantinopel zurückkehrten, wo wir so noch vor Ende des ereignisreichen Jahres wohlbehalten eintrafen.

Ich übergehe all die Auszeichnungen und Empfänge, die darauf folgten. Vater Methodios erhielt, nachdem er größere Ehren zurückgewiesen hatte, die Abtswürde des bedeutenden und reichen Klosters Polychronion, wohin er einige Tage darauf abreiste. Vater Konstantinos zog sich zur Behandlung in das Hospital der Apostelkirche zurück, während ich in das Kloster der heiligen Sergios und Vakchos zurückkehrte, wo ich die Freude hatte, Bruder Anastasios wiederzusehen und ihm berichten zu können, wie es uns im Reiche der Chazaren ergangen war. Er hörte sich alles geduldig an, blieb aber bei seiner Meinung, daß Methodios von Patara doch recht hatte, und ich Gott danken müsse, daß ich wider Erwarten wohlbehalten aus dem Lande der unreinen Völker zurückgekehrt sei. Auch Bruder Nikitas war ein eifriger Zuhörer meiner Erzählungen. Gemeinsam beteten wir für die Gesundheit Vater Konstantins und sahen erwartungsvoll der Fortsetzung unserer Arbeit an den slawischen Büchern entgegen.

Da traf in den ersten Tagen des Oktober 6370 dem Vernehmen nach unerwartet die Gesandtschaft eines slawischen Fürsten namens Rastislaw in der Kaiserstadt ein und wurde zwei Wochen später mit gebührenden Pomp bei Hofe empfangen. Ich hatte erst am Vortag davon erfahren und wollte mir das Schauspiel nicht entgehen lassen, aber niemand sonst von uns, die wir uns jahrelang um die slawische Schrift bemüht hatten, war dabei.



Die Zeremonie ging zuende, und ich erwachte aus meinen Träumen. Den Gesandten wurde beschieden, daß ihr Anliegen auf einer Endimusa behandelt werden würde, von dem Ergebnis würden sie zu gegebener Zeit in Kenntnis gesetzt. Schon wollte ich den Magnaura-Palast wieder verlassen, als ein Hofeunuch auf mich zukam und mich warten hieß; Seine Heiligkeit begehre mich zu sprechen. Der Eunuch führte mich in einen nahegelegenen, schmucklosen Raum innerhalb des Palastes, bald darauf erschien der Patriarch und sprach mich an, kaum daß er meine Metanie abwartete.

„Wir wundern uns, daß Vater Konstantinos heute nicht hier ist. Dies ist doch der Augenblick seines Triumphes, auf den er all die Jahre hingearbeitet hat.“

„Das ist es zweifellos, aber wohl niemand hätte erwartet, daß die slawische Gesandtschaft den Wunsch nach christlicher Unterweisung in slawischer Sprache äußern würde, sonst wäre Vater Konstantinos seiner Schwäche zum Trotz sicher hergekommen, denn von dem bevorstehenden Empfang habe ich ihm gestern bei meinem Besuch im Hospital erzählt.“

„Dann bitte ihn, wenn du ihn wieder aufsuchst, am kommenden Sonntag nach der Liturgie zu mir zu kommen. Du hast gehört, daß Seine Majestät eine Synodos endimusa einberufen wird, die schon im November zusammentreten könnte, da ja niemand eigens anreisen muß. Davor möchten wir und der Kuropalatis uns freilich mit Vater Konstantinos beraten. Ich bitte dich also, ihm das auszurichten. Bei der Besprechung solltest auch du dabei sein, denn du wirst ja wohl, wenn es dazu kommt, Vater Konstantinos ins Slawenland begleiten.“

„Darf ich fragen, woher die Gesandtschaft eigentlich gekommen ist? Aus Bulgarien ja wohl kaum? Der Name des Fürsten Rastislaw sagt mir nichts.“

„Nein, nicht aus Bulgarien. Rastislaw ist seit fünfzehn Jahren Herr über das Kerngebiet des von den Franken zerschlagenen Awarenreiches zwischen Danuvius und Tissus und den Fluß Marisius aufwärts bis zu einer von ihnen neu befestigten römischen Burg, die die Franken *Dowina urbs* nennen. Nicht weit östlich davon liegt die einst römische bedeutende Festung *Apulum*, die den Zugang zu den reichen Gold- und Salzlagerstätten des jetzt bulgarischen Dakien bewacht. Der Hauptort des pannonischen Reiches Rastislaws liegt unweit der Mündung des Marisius in den Tissus. Die Franken nennen die Burg nach dem slawischen Namen des Marisius, *Moriš*, *Morisena urbs*. Die dortigen Slawen aber bezeichnen sich selbst als *Morawer*, weil sie ursprünglich an der *Morawa*, einem rechten Zufluß des Danuvius, den wir *Margos* nennen, siedelten, sie werden daher von den Franken auch als *Slavi Margenses* bezeichnet. Ihre heutigen Wohnsitze im *Barbaricum* haben sie erst nach dem Ende des Awarenreiches eingenommen. Wir nennen Rastislaws Fürstentum – im Unterschied zum ursprünglichen *Moravien* südlich von Danuvius und *Dravus* auf Reichsgebiet, über das jetzt Rastislaws Neffe *Swętoplęk* gebietet – *Großmoravien*.“

Ich dankte dem Patriarchen und eilte, Vater Konstantinos von allem, was ich erfahren hatte, in Kenntnis zu setzen. Wie es aussah, sollte sich nun der Traum Vater Konstantins erfüllen, wir würden die Frucht unserer langjährigen Arbeit den Slawen zum Geschenk machen können. Ich konnte es noch

gar nicht fassen! Noch am selben Tage ging ich zur Apostelkirche und suchte Vater Konstantinos im Hospital auf.

Ich rief mir in Erinnerung, wie alles begonnen hatte. Ich entsann mich, daß Vater Konstantinos schon in seiner Kindheit in Thessaloniki Slawisch gehört und schon damals davon geträumt hatte, die wilden Slawen, die seinem Vater zur Sorge gereichten, durch Missionierung in ihrer eigenen Sprache zu zähmen. Ich erinnerte mich auch an die Kinderliebe, die Vater Methodios mit dem Slawenmädchen Rumäna verbunden hatte, und rief mir unsere jahrelangen gemeinsamen Bemühungen um das Slawische auf dem Heiligen Berg ins Gedächtnis.

Vater Konstantinos war lebhaft geworden, während ich ihm übersprudelnd vom Empfang und dem Wunsch der Gesandten nach christlicher Unterweisung in eigener Sprache sowie den Erläuterungen Seiner Heiligkeit berichtete und hörte auch meinen von Begeisterung getragenen Erinnerungen schweigend zu. Schließlich schaute er zu mir auf.

„Vergiß aber nicht die Bedeutung des weiblichen Geschlechts! Wenn Gott Großes bewirken will, bedient Er sich oftmals der Frauen. Nicht wie ein hellenischer Theatergott aus der Bühnenmaschine trat Er in die sichtbare Welt, sondern mit ihrer Zulassung geboren aus einer reinen Jungfrau. Nicht selten gehen die entscheidenden Besserungen im Leben von Frauen aus. Denk an Kaiserin Theodora, die die Häresie der Bilderfeinde überwunden hat, auch wenn die Kirche neben ihr Michail besingt, der aber noch ein Kind war und keinen Anteil an dem Sieg der Bilderfreunde hatte. Auch unser Unternehmen ist angeregt durch eine Frau ...“

Ich blickte erstaunt auf, Vater Konstantinos aber fuhr fort. „Nicht nur die Slawen auf dem Markt in Thessaloniki haben mich dazu gebracht, an die Schaffung einer slawischen Schrift zu denken, es war auch und vor allem eine Frau, allerdings Jahre später, als ich schon in der Kaiserstadt lebte. Sie war die ältere Schwester des jetzigen Bulgarenchans Boris, die durch eine Fügung Gottes in römische Gefangenschaft geraten war und als edle Frau im Großen Palast wohnte, wo ihr nach geraumer Zeit und christlicher Unterweisung im Mysterium der Taufe von ihrer Patin, der Kaiserin Theodora, der Name Maria gegeben worden war. Nicht lange, nachdem ich als Gefährte Michails in den Palast gelangt war, ist sie gegen den Mönch Theodoros Kupharas aus edler Familie ausgetauscht worden und nach Bulgarien zurückgekehrt, aber bis es dazu kam, habe ich mich etliche Male mit ihr unterhalten können. Von ihr erfuhr ich, daß es Boris durchaus bewußt war, daß das Reich der Bulgaren auf Dauer nur als ein slawisches Bestand haben würde; zu gering war die Zahl der Bulgaren, als daß sie auf Dauer die Menge der Slawen würde bändigen können. Auch hatte er erkannt, daß Bulgarien ein christliches Reich werden mußte, hatte doch das Christentum sogar bereits Eingang in das Herrscherhaus gefunden, auch wenn Nrawota dafür noch den Märtyrertod erlitt. Die Unabhängigkeit Bulgariens aber ließ sich nur sichern, wenn nicht das römische Christentum übernommen würde, denn wo immer Romäer den Glauben verbreiteten, gingen die Völker im Meer des Griechentums unter – eine Aussicht, die keinem Chan behagen konnte. In diesen Gesprächen wurde mir klar, daß die Bulgaren für den wahren Glauben reif waren und nur die Furcht, ihre Eigenart aufgeben zu müssen, sie zögern ließ. Je-

denfalls dachte ich seither ernsthaft daran, die slawische Sprache mit einer Schrift auszustatten, auf daß das Christentum in ihr Ausdruck würde finden können. Warum sollten nicht die Slawen Gott geradeso in ihrer eigenen Sprache preisen dürfen, wie dies doch Armenier, Iberer, Albaner, Syrer, Ägypter, Araber, wie wir jetzt wissen, auch Hunnobulgaren seit langem taten? Ich bin gespannt, wie Photios und Vardas auf das Gesuch reagieren und gegebenenfalls solch einen Wandel in der Reichspolitik begründen würden, denn bei der Missionierung der Slawen auf Reichsgebiet hatte man ja bisher stets sorgsam darauf geachtet, daß die Slawen zusammen mit dem Christentum auch die griechische Sprache übernehmen.“

Zwei Tage später kamen wir dann tatsächlich im Megaron zusammen, wo bereits kurz nach meiner ersten Ankunft in der Kaiserstadt jene Unterredung stattgefunden hatte, die uns schließlich an den Kaukasus geführt hatte. Vielleicht würden jetzt hier die Entscheidungen getroffen werden, die uns in das Slawenland führen sollten. Jedenfalls war ich äußerst gespannt, so daß anders als damals kein Ziertischchen meine Aufmerksamkeit auf sich hätte ablenken können.

Photios ließ uns nicht lange warten und begrüßte uns in diesem privaten Rahmen ohne Zeremoniell freundschaftlich und erkundigte sich nach Vater Konstantins Gesundheit.

„Ehre sei Gott“, erwiderte dieser. „Der Menschen Leib ist allzu schwach, aber die Ratschlüsse des Herrn vermögen ihn zu stärken.“

„Ich weiß, wie lange du auf diesen Augenblick hingearbeitet hast, aber noch ist nichts entschieden. Und die Sache ist heikel. Die Gesandten kommen von Rastislaw, einem Slawen-

fürsten in der Nachfolge der Awarenherren. Die Gesandten haben unmißverständlich gesagt, daß sie bereits getauft sind, aber nicht von uns. Nachdem die Franken das Awarenreich zerschlagen haben, ist das Gebiet, über das nun Rastislaw gebietet, vor dreißig Jahren von Bischof Reginharius von Passavia missioniert worden. Die Slawen dort müßten sich also, wenn sie einen eigenen Bischof begehren, nach Passavia wenden, allenfalls wäre das Patriarchat Rom zuständig, das auch an Passavia vorbei ihnen einen Bischof gewähren könnte.“

„Das ist mir klar“, erwiderte Vater Konstantinos, „ich frage mich, warum Rastislaw sich nicht an Rom gewandt hat?“

„Die Angelegenheit wird noch schwieriger dadurch, daß Rastislaw, wie es heißt, auch im Namen weiterer Fürsten spreche, darunter wohl seine Neffen Swętoplek und Mųtimir, deren Gebiete als südlich der 6319 festgelegten Grenze am Dravus gelegen nicht von Passavia, sondern vom Patriarchat Aquileia aus durch einen heiligmäßigen Laien namens Martinus das Christentum empfangen haben sollen. Möglicherweise unterstützt auch Priwina im pannonischen Dukat, das vom Erzbistum Salisburgum aus christianisiert worden ist, das Gesuch. Wenn wir uns dort einmischten ...“

Photios wurde unterbrochen, weil in diesem Augenblick verspätet der Kuropalatis eintraf und von einem Eunuchen zu uns geführt wurde.

„Bitte, laßt euch nicht unterbrechen, ich weiß ja, worum es geht“, sprach dieser, während er sich auf den freien Sessel niederließ.

„Wenn wir uns dort einmischten“, fuhr der Patriarch fort, „wäre das ein eklatanter Verstoß gegen das Kirchenrecht und würde berechnete fränkische Reaktionen hervorrufen.“

„Die Franken sollte man nicht unnötig reizen, deren Gefährlichkeit ist uns aus leidvoller Erfahrung allzu bekannt“, ließ sich Vardas vernehmen. „Habe ich richtig gehört, daß du eben Priwina erwähntest? Den können wir vergessen, der ist, wie ich gerade erst von dem slawischen Gesandten Slawomir erfahren habe, im vergangenen Jahr von Rastislaws Männern getötet worden, als diese im Bündnis mit dem karantanischen Markgrafen Karlomannus gegen die Ostfranken zogen. An seiner Stelle herrscht nun dessen Sohn Kocäl, den die Franken Chezilo nennen, der dann allerdings Rastislaw den Treueid geleistet hat und damit wohl tatsächlich zu den Unterstützern des Gesuchs an uns gehören könnte ...“

„... eines Gesuchs, welches zu bewilligen ich keinesfalls die Absicht habe, und ich bin mir sicher, daß die Synode mir da zustimmen wird. Wir sollten aber alles versuchen“, fuhr Photios fort, „den Papst auf unsere Seite zu ziehen. Nicolaus I. ist ein altrömischer Aristokrat und ein machtbewußter, aber kluger Kirchenfürst und uns näher als den Franken. Immerhin ist er gut orthodox und weist die neue fränkische Häresie, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehe, entschieden zurück. Es war ein Fehler Kaiser Leons III., daß er im Streit mit seinem Amtsbruder im Alten Rom diesem das Illyricum und Kalabrien entzogen hat, denn das führte in der Folge dazu, daß schon Papst Stephanus II. sich gegen die Langobarden um Hilfe nicht mehr an uns, sondern an den fränkischen König Pippinus den Kleinen gewandt hat. Wir sollten den Papst nicht in den Fängen der irrgläubigen Franken lassen.“

„Einer Verständigung mit dem Papst steht das Illyricum aber ja wohl im Wege“, gab Vater Konstantinos zu bedenken.

„Gewiß. Wie seine Vorgänger hat er, als wir ihm meine Inthronisation angezeigt haben, bereits in dem Antwortschreiben, das seine Legaten Zacharias Anagnensis und Radoaldus Portensis im Februar 6368 überbracht haben, sogleich wieder die Forderung nach Rückgabe des Illyricums erhoben, eigentlich ja durchaus zu Recht. Allerdings ist das keine rein kirchenrechtliche Frage, wie ich Nicolaus im letzten Sommer in meinem Schreiben erläutert habe. Ich habe mich aber bereit erklärt, seine Forderung zu unterstützen.“

„Aber wir können doch nicht einfach Reichsterritorium aufgeben“, ließ sich Vardas vernehmen.

„Reichsterritorium?“ Photios lachte bitter. „Justinianos der Große hat es noch besessen, mit viel Blut erkaufte, aber heute ist das Illyricum Slawenland bis auf die von Römern bewohnten Küstenstädte. Wir gäben nur auf, was wir ohnehin nicht besitzen, gewinnen aber den Papst zum Verbündeten. Wie du weißt, hat Seine Majestät Verhandlungen zugestimmt und dazu den erfahrenen Diplomaten Leon nach Rom entsandt. Ich denke schon länger über die Rückgabe nach und habe deshalb ja unseren Konstantinos beauftragt, auf dem Wege zu den Chazaren in Cherson die Reliquien des heiligen Klimis zu bergen. Sie wären ein ideales Geschenk für Nicolaus und könnten uns sein Wohlwollen sichern. Schließlich war der Heilige nach römischer Überlieferung der dritte Bischof von Rom. Ich bezweifle zwar, daß die Reliquien tatsächlich die des römischen Heiligen sind ...“

Vater Konstantinos runzelte die Stirn. All die Mühen für falsche Reliquien? Auch ich dachte empört an die sturmge-

peitschte Nacht und unsere heißen Gebete an den heiligen Klimis. Aber dann erinnerte ich mich an das, was Vater Methodios während unserer Gespräche im Palast des Erzbischofs Georgios dazu gesagt hatte, daß nämlich es eigentlich keine Rolle spiele, ob man die echten Reliquien besitze oder nicht; Gebete an den echten Heiligen würden auf dessen Bitten von Gott auch dann erfüllt, wenn der Betende die leiblichen Überreste des Heiligen nicht in seinem Besitz habe.

„Du magst recht haben, Photie,“ erwiderte Vater Konstantinos nach einigem Zögern, „was die Möglichkeit, Papst Nicolaus für unsere Sache zu gewinnen, anbetrifft; das Anliegen der slawischen Gesandtschaft aber ist doch, wie du berichtet hast, einen Bischof zu erhalten, den wir ihnen nicht gewähren können, ohne gegen kanonisches Recht zu verstoßen und die Rechte des römischen Patriarchen zu beschneiden. Das wird sich Nicolaus nicht gefallen lassen.“

„So ist es, Konstantine, aber ich denke, daß mein ehrgeiziger Amtsbruder Nicolaus, wenn wir ihn durch die Rückgabe des Illyricums und das Geschenk der Reliquien günstig stimmen, nur zu gern den Slawen von sich aus einen Bischof gewähren wird. Seiner Eitelkeit wird es schmeicheln, ist er doch seit seinem Amtsantritt selbst bemüht, sich aus fränkischer Bevormundung zu lösen. Die Franken andererseits wird es zwar ärgern, aber sie werden es nicht wagen, gegen eine Entscheidung des Papstes aufzubegehren.“

Diese Aussicht schien Vardas zu interessieren. „Das wäre eine begrüßenswerte Entwicklung und müßte fränkischen Expansionsgelüsten einen Riegel vorschieben. Allerdings bin ich mir nicht so sicher, daß die Franken sich vom Papst auf der Nase herumtanzen lassen.“

„Es kommt darauf an, wessen Nase die längere ist, und bisher ist es ja wohl Nicolaus, der sich mit seinem überzogenen Amtsverständnis durchsetzt. Neuerdings beansprucht er, daß keine Synode ohne seine Zustimmung die Binde- und Lösegewalt habe und daß kein Bischof ohne seine Zustimmung abgesetzt werden könne. Das erfuhr kürzlich der Metropolit Joannes im Exarchat Ravenna, der mächtigste Kirchenfürst in Italien nach Rom. Nicolaus wagte es schließlich sogar, den seine angestammten Rechte verteidigenden Metropoliten zu exkommunizieren. Da Hludowicus II., der sich römischer Kaiser tituliert, den vom Kirchenbann Getroffenen nicht schützte, unterwarf sich dieser schließlich päpstlicher Gewalt. Als nächstes Opfer hat sich Nicolaus offenbar den mächtigen Metropolit Hincmarus Remensis ausersehen, nachdem dieser, gedeckt durch kanonisches Recht, seinen widersätzlichen Bischof Rothadus Suessionensis, einen treuen Parteigänger des römischen Papstes, abgesetzt und in Klosterhaft genommen hat. Der Fall ist noch nicht entschieden, aber es steht zu befürchten, daß auch Hincmarus sich letztlich wird unterwerfen müssen. Sogar außerhalb seines Patriarchats erhebt Nicolaus neuerdings ja wider jedes Recht einen Jurisdiktionsanspruch. Als wir ihn von der Absetzung Ignatios' und meiner Weihe in Kenntnis setzten, behielt er sich – wie du weißt – seine Zustimmung einer eigenen Untersuchung vor.“

„Ich weiß es, eine unerhörte Unverschämtheit!“ erboste sich Vardas, „was hat er sich in unsere Angelegenheiten einzumischen?“

„Freilich haben dann“, fuhr Photios unbeirrt fort, „im letzten Sommer seine Legaten hier auf der Synode die Absetzung Ignatios' gebilligt und uns gehuldigt. Daher meine ich, daß,

wenn wir Nicolaus als die mächtigere Seite für unsere Sache gewinnen können, die Franken letztlich einlenken müssen.“

„Aber wird das Rastislaw zufriedenstellen?“ wandte ich ein. „Der römische Papst wird ihm ja wohl keinen Slawen als Bischof schicken.“

„An einen Slawen als Bischof und eine slawische Liturgiesprache hat Rastislaw sicher auch gar nicht gedacht“, erläuterte Vater Konstantinos. „So etwas gibt es doch nirgendwo im ganzen Westen. Ich vermute, Rastislaws Anliegen ist ein einfacheres: er möchte lediglich einen Bischof erhalten, der wie die fränkischen Priester, die jetzt in seinem Reiche tätig sind, Grundkenntnisse im Slawischen besitze, genug, um auf Slawisch predigen und den Täuflingen das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser in einer ihnen verständlichen Sprache auslegen zu können. Ich erinnere mich, daß schon unter Karolus vor über sechzig Jahren Reichssynoden im Frankenreich genau dies den Klerikern vorgeschrieben haben, nachdem in mehreren Fällen Kleriker so mangelhafte Kenntnis des Lateinischen an den Tag gelegt hatten, daß sie den Täuflingen ganz unsinnige Formeln vorsprachen. Rastislaw geht es wohl nur darum, daß auch unter einem von uns zu bestimmenden Bischof die Praxis elementarer Unterweisung im Glauben in slawischer Sprache erhalten bleibe. An der lateinischen Liturgiesprache will dort ja wohl niemand rütteln.“

Photios lächelte schelmisch. „Dort in der Tat wohl nicht, da hast du recht. Ich denke freilich sehr wohl daran.“

Konstantinos war erstaunt. „Das ist aber eine grundlegende Abkehr von der bisherigen Reichspolitik! Ich begrüße sie, aber ...“

„Sie ist nicht uneigennützig. Wir wollen es doch unserem Amtsbruder im Alten Rom, wenn wir schon seinen Wünschen so weit entgegenkommen, nicht zu leicht machen! Wir wissen ja aus leidvoller Erfahrung, daß eigene Liturgiesprachen geeignet sind, Phyletismus zu befördern. Ich erinnere an die Syrer und Ägypter mit ihren je eigenen Liturgiesprachen. Letztlich hat bei ihnen solches Stammesbewußtsein zum Abfall dieser Provinzen vom Reich geführt. Es gibt glaubhafte Belege dafür, daß die Ägypter die erobernden Agarener selbst ins Land geholt haben, und auch die Syrer sich nur zu gerne durch die Agarener von der römischen Steuerlast befreien ließen. Wenn die Rom unterstehenden Slawen aufgrund ihrer dann gemeinsamen Liturgiesprache, die wir ihnen schenken könnten, eine eigene umfassende Identität jenseits ihrer Stammeszugehörigkeit entwickeln würden, sollte es künftig nicht nur den Franken, sondern auch den Päpsten schwerfallen, die Slawengebiete auch nur wirkungsvoll zu kontrollieren. Zwiste sind zu erwarten, und die Schwächung unserer Gegenspieler liegt durchaus im Interesse des Reiches.“

Ich bewunderte Photios für seine Schläue, zugleich taten mir die Slawen leid, die vermeinen würden, etwas geschenkt zu bekommen, aber eigentlich nur Fußsoldaten in dem königlichen Spiel Šāh-māt waren. Gewinnen konnte nur unser christliches Reich.

Jetzt kam es darauf an, ob Papst Nicolaus diesen Plänen seine Zustimmung erteilen würde. Es galt die Rückkehr des Gesandten Leon aus Rom abzuwarten. Von einem Bischof für die Slawen war in den Gesprächen zwischen Konstantinopel und Rom ja noch nie die Rede gewesen, aber dem würde der

machthungrige Papst nach unseren Überlegungen nur zu gerne zustimmen, wenn er darum gebeten würde.

Nach der Besprechung im Megaron begleitete ich Vater Konstantinos zurück zur Apostelkirche. Die Gespräche hatten ihm neue Kraft geschenkt, so daß es ihm sichtlich besser ging. Auf dem Rückweg drängte es mich, ihm eine weitere Frage zu stellen.

„Wie kommt es“, fragte ich, „daß der römische Papst sich Rechte jenseits der Grenzen nicht nur seines Bistums, sondern sogar des römischen Patriarchats anmaßt? Photios würde doch auch nicht versuchen, sich in innerägyptische Angelegenheiten einzumischen.“

„Natürlich nicht, der Papst von Alexandria würde sich das so wenig gefallen lassen wie unser Photios die Einmischung des römischen Papstes hinzunehmen gedenkt. Nicolaus stützt sich auf eine Sammlung kirchlicher Dekretalien, die unter dem Namen des Bischofs Isidorus Hispalensis umläuft, der vor fast dreihundert Jahren im Westgotenreich lebte, das heute von den Sarazenen beherrscht wird. Allerdings sind die Dokumente darin zumindest zu einem erheblichen Teil gefälscht, denn einerseits finden sie oftmals keine Bestätigung in uns bekannten kirchenrechtlichen Sammlungen, sondern widersprechen ihnen sogar deutlich, andererseits ist auffällig, daß eine Sammlung, die doch über zweihundert Jahre alt sein soll, erst seit etwa zehn Jahren überhaupt bekannt ist. Hincmarus Remensis hat als erster den Verdacht geäußert, daß die Sammlung eine Fälschung sein könnte und es für einzelne Stücke auch bewiesen. Vorrangiger Zweck der Dekretalien war es offenbar, der kirchlichen Hierarchie den Vorrang vor der weltlichen einzuräumen. Als erster hat der vor sechs Jah-

ren entschlafene Papst Leo IV. in seinem Streit mit dem weströmischen Kaiser Hludowicus II. davon Gebrauch gemacht. Uns muß das aber nicht bekümmern; solange Nicolaus sich nicht in Angelegenheiten des Patriarchats Konstantinopel einmischt, kann uns das nicht nur gleichgültig sein, das Kirchenrecht gestattet es unserem Patriarchen auch gar nicht, uns um innerrömische Angelegenheiten zu kümmern.“

Was die Synode anbetraf, die über den von der slawischen Gesandtschaft vorgetragene Bitte entscheiden mußte, schloß diese sich tatsächlich der Ansicht unseres Patriarchen an und verweigerte ihre Zustimmung zur Entsendung eines Bischofs für Moravien. Die slawische Gesandtschaft wurde dennoch nicht entlassen, vielmehr wurde ihr beschieden, die Rückkehr des Gesandten Leon abzuwarten.

Wir, die wir jahrelang um jedes Wort der slawischen Liturgiesprache gerungen hatten, waren zuversichtlich, daß unser Werk nun bald von Erfolg gekrönt werden würde, so daß wir wenige Tage später unsere Arbeit, die seit Jahren unterbrochen war, im Kloster der heiligen Sergios und Vakchos fortsetzten. Unter dem Vorsitz Vater Konstantins, der wieder genesen war, übersetzten wir, die in der Kaiserstadt anwesenden Brüder Nikitas und Anastasios sowie ich, fehlende Texte. Wir machten gute Fortschritte, weil unsere Geduld auf eine lange Probe gestellt wurde; erst am Kardonnerstag traf der kaiserliche Gesandte Leon in der Kaiserstadt ein. Er war von der Reise erschöpft, und es war selbstverständlich, daß erst nach dem Thomassonntag, der in diesem Jahr auf den 26. April fiel, weiterverhandelt werden konnte.

Vorab erfuhren wir aber, daß die Mission Leons gescheitert war, weil der Papst unter Illyricum auch ganz Bulgarien mit-

verstand, also auch Gebiete, die nie zur Provinz Illyricum gehört hatten. Während die dalmatinischen Gebiete dem Reich längst verloren waren, so daß Photios sie dem Papst anbieten konnte, war das anders im Falle Bulgariens, das zurückzugewinnen wir noch immer hofften; kein Romäer hätte es wagen dürfen, auf Bulgarien Verzicht zu leisten, zu dem ja neben seinem Anteil am Illyricum auch beide Mösien sowie Teile Thrakiens und Makedoniens gehörten, die seit alters zum Patriarchat Konstantinopel gerechnet wurden.

Erst nach dem Sonntag des Gelähmten – inzwischen standen wir im Mai – kamen wir erneut im Megaron zusammen, wobei dieses Mal auch Seine Majestät Michail III. anwesend war, dazu Vardas, inzwischen mit dem Titel Käsar in den Rang des Mitkaisers befördert, schließlich der mit Spannung erwartete Gesandte Leon, ein Mann mittleren Alters mit ergrauten Schläfen und sichtlich betrübt, daß er keine bessere Botschaft überbringen konnte. Nicht nur war es zu keiner Verständigung hinsichtlich des Illyricums gekommen, der Papst hatte sogar am 18. März die von seinen Legaten auf der Synode zu Konstantinopel ausgesprochene Anerkennung der Änderungen auf dem Patriarchenstuhl widerrufen und diese selbst ihres Amtes enthoben. Er verlangte nun die Wiedereinsetzung des vorherigen Patriarchen Ignatios. Allein Photios zeigte sich vom Mißerfolg unbeeindruckt.

„So ist nun einmal das Geschäft der Diplomatie“, äußerte sich er verständnisvoll lächelnd. „Nicolaus verweigert seine Zustimmung zur Absetzung Ignatios‘, die ihn zwar nichts angeht, aber er versucht es halt, da er sich solch ein Recht zur Einmischung nun einmal anmaßt. Dabei dürfte es ihm nicht um die Person des Patriarchen gehen, sondern einerseits um

die Demonstration seines Jurisdiktionsanspruchs, vor allem aber hofft er wohl, daß ihm Ignatios, sollte es ihm gelingen, ihn wieder auf den Patriarchenstuhl zu hieven, weitergehende Ansprüche im Illyricum, auch Bulgarien und sogar Thessaloniki betreffend, einzuräumen bereit sein könnte. Das ist verständlich, würde ich an seiner Stelle auch nicht anders machen. So funktioniert Politik nun einmal. Jetzt erwartet er von uns natürlich ein besseres Angebot.“

„Weitere Zugeständnisse hinsichtlich Ansprüchen auf bulgarische Gebiete oder gar Thessaloniki kommen aber überhaupt nicht in Frage“, ließ sich Seine Majestät vernehmen, „ehe ich dem zustimmte, rief ich lieber Ignatios auf den Patriarchenstuhl zurück.“

Photios warf dem Kaiser einen bösen Blick zu, hatte seine Gesichtszüge aber schnell wieder unter Kontrolle. „Das ist ja wohl auch nicht nötig, wir haben unserem Amtsbruder Besseres zu bieten, nämlich die Erweiterung seines Patriarchats über das Illyricum hinaus ins Barbaricum, soweit Slawen in Moravien und angrenzenden Slawenländern ihn anerkennen wollen. Das wären Ansprüche, die er, ohne Widerspruch von unserer Seite gewärtigen zu müssen, durchsetzen könnte.“

„Ich bin mir da nicht so sicher, daß der Papst sich darauf einläßt“, warf der Gesandte Leon ein. „Ich habe in Rom von Anastasius, Sohn des Bischofs Arsenius Ortensis und jetzt, nach einer kurzen Episode als Papst, Abt des Klosters der Heiligen Jungfrau in Transtiberim und zugleich Berater des jetzigen Papstes, in Erfahrung gebracht, daß die Slawen, bevor sie sich hierher gewandt haben, bereits in Rom um einen Bischof nachgesucht haben, von Nicolaus aber abschlägig be-

schieden worden sind. Warum sollte er, wenn wir ihn darum bitten, dem jetzt nachkommen?“

Photios schien erstaunt. „Weißt du Näheres?“

„Nach dem, was ich in Erfahrung habe bringen können, geht es um den Fall einer Ehescheidung.“

Vardas schnaubte verächtlich, aber Leon fuhr unbeirrt fort. „Das ist natürlich für Nicolaus wieder nur ein Versuch, einen Jurisdiktionsanspruch jenseits seines Amtsbereichs durchzusetzen. Wir reden immer nur von den Franken, aber das Frankenreich des großen Karolus ist längst durch Erbteilung in Bruderfehden und Hader der Parteien zerrissen. Hlotharius, König des Mittelreichs, hat seine Ehefrau Theutberga, Tochter des burgundischen Grafen Boso, wegen Unfruchtbarkeit verstoßen und begehrt die Scheidung, um Waldrada, die Schwester des Erzbischofs Guntharius von Agrippina Colonia, mit der er vorher in Konkubinat verbunden war und mit der er drei Kinder, darunter als ältestes den Sohn Hugo hat, in legitimer Ehe zu heiraten. Dagegen beziehen gleichermaßen der westfränkische König Karolus, genannt der Kahle, und der ostfränkische Hludowicus Germanicus Stellung und unterstützen Theutberga in der Hoffnung, daß dann Hlotharius, wenn er die Ehe mit ihr würde fortsetzen müssen, voraussichtlich ohne legitimen Erben sterben würde, so daß sie sein Reich würden erben und unter sich aufteilen können. Sollte der Papst in dieser Lage dem Ansinnen König Hlothars und seines Episkopats willfahren, machte er sich die Könige des west- wie des ostfränkischen Reiches zu Feinden. Daher kommt ihm das Begehren der Slawen äußerst ungelegen. Zu einem anderen Zeitpunkt würde er wahrscheinlich diese Gelegenheit, seinen Machtbereich auszuweiten, gerne wahrneh-

men, in der derzeitigen Lage freilich müßte er, wenn er darauf einginge, mit der Gegnerschaft zumindest des ostfränkischen Königs Hludowicus rechnen, auf dessen Unterstützung er im Falle der Ehescheidung aber angewiesen ist, denn ein von Rom für die Slawen eingesetzter Bischof würde die Rechte der ostfränkischen Bischöfe von Passavia, aber auch Salisburgum auf das empfindlichste beschneiden. Er müßte befürchten, daß Hludowicus sich dann mit Hlotharius verbündete, der sich, wie es heißt, schon bereit erklärt habe, Hludowicus die Provinz Alsatia zu überlassen, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Dazu kommt, daß Theutberga – nachdem sie sich vor zwei Jahren auf der Synode zu Aquisgranum in der Beichte der Blutschande mit ihrem Bruder, dem Laienabt Hucbertus, schuldig bekannt hat und daher zu Klosterhaft verurteilt worden ist – kürzlich ihr Bekenntnis widerrufen haben und aus dem Kloster entwichen sein und mit Hucbertus in das westfränkische Reich abgesetzt haben soll, wo Metropolit Hincmarus Remensis ihr geraten habe, an den Papst zu appellieren. Würde der Papst jetzt die in Aquisgranum ausgesprochene Scheidung aufheben, stärkte das seinen Kontrahenten Hincmarus, den er doch gerade maßregeln will, weigerte er sich hingegen, machte er auch sich selbst unglaubwürdig, da er doch entgegen bisherigem Brauch ein kirchliches Verständnis von Ehe als Mysterium und deren Unauflöslichkeit durchzusetzen bemüht ist.“

„Was sollen uns diese unappetitlichen Skandalgeschichten? Müssen wir das hier weiter erörtern?“ fragte Vardas. Ich erinnerte mich der nicht weniger unappetitlichen Skandalgeschichten um Vardas; vielleicht war es ihm, der doch jetzt die

Würde des Mitkaisers bekleidete, unangenehm, daran erinnert zu werden.

Photios hingegen war von der Detailkenntnis des Gesandten sichtlich beeindruckt, fragte aber nach: „Weißt du auch, warum die Slawen überhaupt in Rom um einen Bischof nachgesucht haben? Wußte man dort nicht von den geschilderten Streitigkeiten unter den Franken?“

„Wahrscheinlich doch, wenn auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten. Entscheidend ist wohl, daß in demselben Frühjahr 6368, als Theutberga aus der Klosterhaft entrann, sich Karlomannus, Sohn des Königs Hludowicus und seit zwei Jahren Präfekt des Ostlandes, statt auftragsgemäß den Krieg gegen Rastislaw fortzuführen, sich mit diesem verbündet und mit dessen Rückendeckung die von Hludowicus in Karantanien eingesetzten Grafen der Graman-Sippe, die seit fast einem Jahrhundert Lehen im Ostland innehatten, ihres Amtes enthoben hat. Graf Pabo, der für die Wege durch Karantanien und die Versorgung durchziehender Heere verantwortlich war, mußte nach Salisburgum ausweichen, auch Graf Rihheri war gezwungen, das oberpannonische Sabaria aufzugeben. Dafür hat Karlomannus eigene Vertraute mit den Ämtern in Karantanien belehnt.“

„Rastislaw war mit der Graman-Sippe innig verfeindet“, wußte Vardas, „so daß Karlomannus damit nicht nur seine eigene Position gestärkt, sondern sich auch das Wohlwollen Rastislaws erkaufte.“

„Und nicht nur dessen“, fuhr Leon fort, „auch das seines Schwiegervaters, des 6369 auf dem Reichstag zu Ratisbona, das die Franken Reganesburg nennen, von Hludowicus wegen Untreue abgesetzten Markgrafen Ernestus von Pannonien so-

wie dessen Neffen Waldo, Abt der bedeutenden Abtei Swaraha in Alemannien, ferner Berengars, des Sohnes des Grafen Gebhardus vom Gau Laugana sowie Utos, des Markgrafen von Forum Julii. Daß Priwina, der mit der Graman-Sippe verschwägert war, von Karlomanns Verbündeten Rastislaw getötet worden ist, wißt ihr ja schon, auch, daß dessen Sohn Kocæl Rastislaw die Treue geschworen hat. Im vergangenen Jahr hat Karlomannus dann seine bairischen und karantanischen Truppen bis an den Oberlauf des Ænus geführt, den die Franken Hin nennen. Die Pläne gehen offensichtlich dahin, ein unabhängiges Königreich zu schaffen, das Karantanien, Baiern und das ganze Ostland umfassen soll mit Kocæl in Pannonien und Rastislaw in Moravien als Vasallen. Da ist es verständlich, daß für dieses Reich ein eigener Bischof für die zahlreichen Slawen benötigt wird, der nicht von Passavia bestimmt wird, das weiterhin die Oberhoheit Hludowics anerkennt. Noch im Sommer 6369 hat Rastislaw daraufhin nach Rom gesandt und um einen Bischof für sein Reich nachgesucht.“

„Da hast du gute Arbeit geleistet, Leon, das paßt ins Bild. Die Slawen in Moravien haben dann offenbar nach der Absage aus Rom gemeint, bei uns bessere Chancen zu haben. Kirchenrechtlich abzusichern wäre solch ein Begehren, weil zwar nicht das Großmoravien Rastislaws, wohl aber Gebiete der übrigen an der Gesandtschaft beteiligten Fürsten südlich von Danuvius und Dravus im Illyricum liegen, für das bisher wir nominell zuständig sind ...“

„...“, das du aber ja Papst Nicolaus überlassen willst“, warf Vardas sein.

„In der Tat verbünde ich mich lieber mit Nicolaus als mit Rastislaw und Karlomannus, bei denen man mit dem Zählen

nicht nachkommt, wenn es um gebrochene Eide geht. Wollten wir dem Ansinnen Rastislaws willfahren, machten wir uns den doch mächtigen Papst und noch nicht geschlagenen Hludowicus zu Feinden, ohne uns auf die Dauerhaftigkeit der Freundschaft der Empörer Rastislaw und Karlomannus verlassen zu können. Mir scheint es besser, den Papst zu gewinnen. Wenn das zu einer gewissen Entfremdung zwischen Hludowicus und Nicolaus führt, desto besser für uns. Unser Angebot – Rückerstattung des Illyricums und Erweiterung des römischen Patriarchats ins Barbaricum ohne jede Gegenleistung, dazu als Trostpflaster für den Verzicht auf Bulgarien die Reliquien des heiligen Klimis – da müßte ich meinen Amtsbruder schlecht kennen, wenn ihn als Machtmenschen das nicht zur Annahme verführte und die Rücksichtnahme auf Hludowicus hintanstellen ließe. Allerdings genügt es nicht, dem Papst dieses Angebot zu unterbreiten, wir brauchen die Zustimmung Rastislaws und wohl auch Karlomanns. Die sollte leicht zu erhalten sein, denn sie müssen ja nur dem zustimmen, was diese selbst in Rom und jetzt bei uns erbeten haben.“

Photios wandte sich Vater Konstantinos zu. „Konstantine, wir alle wissen, daß du noch geschwächt bist von der Mission zu den Chazaren, aber es wird nötig sein, daß du diesen Auftrag übernimmst. Niemand ist erfahrener in solch komplizierten Verhandlungen als du, und Nicolaus ist ein schlauer Fuchs.“

Der Kaiser nickte zustimmend. Alle Augen richteten sich auf Vater Konstantinos. Dieser zögerte kurz, erwiderte dann aber: „Auch wenn ich noch geschwächt bin, gehe ich gerne, denn ich sehe, daß dies die Aufgabe ist, für die Gott mich

ausersehen hat. Sein Wille geschehe.“ Dann, nach einer weiteren Pause. „Wenn ich recht verstehe, soll ich unser Angebot als ehrlicher Makler Rastislaw und Karlomannus wie dem Papst unterbreiten.“

„Nicht nur das“, erwiderte Photios, „auch unser Interesse soll gewahrt bleiben, ohne daß es auffällt. Ihr habt doch Kirchenbücher bereits ins Slawische übersetzt. Auch die sollst du – und nicht nur du allein, auch deine Mitstreiter bei den Übersetzung der Bücher sollten dabeisein – nach Moravien bringen, dort Schüler in der von euch geschaffenen Schrift und im Typikon unterweisen, um so den Aufbau einer Kirchenprovinz mit slawischer Liturgiesprache vorzubereiten. Sodann sollt ihr, vielleicht auch mit geeigneten Schülern, soweit diese das kanonische Alter für den Empfang der Priesterweihe erreicht haben, nach Rom weiterreisen und dem Papst die von dir geborgenen Reliquien zum Geschenk machen, auf daß Nicolaus einen Bischof für Moravien bestimme und eure Schüler weihe, so daß eine slawische Kirche unter einem slawischen Hirten entstehe, die die Oberhoheit des Papstes anerkenne und fränkischen Ambitionen standhalte und damit zugleich unsere nördlichen Grenzen vor Übergriffen der Franken schütze.“

Wenige Tage später folgte die offizielle Beauftragung Vater Konstantins durch Kaiser und Senat. Boten gingen an Vater Methodios und an unser Kloster auf dem Heiligen Berg, damit wir alle uns in der Kaiserstadt einfänden, um das große Werk, den Traum Vater Konstantins, zu verwirklichen.

Bevor es noch dazu kam, wenige Tage nach dem Beschluß, uns nach Morisena, in die Hauptstadt des Reiches der Morawer, zu entsenden, überbrachte mir ein fahrender Mönch ein

Schreiben meines Bruders Andreas. Ich werde es nie vergessen, weil es in mir das Gefühl weckte, Wesentliches versäumt zu haben. „Andreas grüßt seinen älteren Bruder Grigorios“, hieß es da. „Ich habe die traurige Pflicht, dir mitzuteilen, daß unser Vater vor einer Woche friedlich zum Herrn entschlafen ist. Niemand konnte sein Ende vorausahnen. Am Tage vor seinem Tode war er wie immer, wie du ihn kennst, zum Fischen hinausgefahren, und am nächsten Morgen zog er zur gewohnten Zeit mit dem uns vertrauten Knirschen sein Boot auf den Strand. Nichts unterschied diesen seinen letzten Tag von allen vorausgegangenen, nur daß er klagte, er sei müde, und daß er früher als gewöhnlich zu Bett ging. Als unsere Mutter am Morgen erwachte, war er noch warm, aber seine Seele, der Gott verzeihen möge, war aus ihm gewichen. Vor drei Tagen haben wir seinen Leib der geweihten Erde neben der Kirche übergeben. Geliebter Bruder, es war Vaters Wunsch, daß dir, obwohl du uns längst verlassen hast und vielleicht ganz andere Pläne verfolgst, dein Erbteil unverbrüchlich erhalten bleibe. Ich werde es bewahren für dich, solange du fort bist, aber dein Zuhause bleibt dir unbenommen. Du bist mein, und ich bin dein. Gott segne dich.“

## Kapitel 20

# Auf der alten Heerstraße



Es war einige Wochen später, wir saßen in gewohnter Runde zusammen und übersetzten Kirchenbücher ins Slawische. Nachdem wir ja schon auf dem Heiligen Berg das Festtags-evangelium, den Psalter und den Praxapostolos vollendet hatten, bemühten wir uns jetzt, was deutlich schwieriger war, um das Tropologion. Während draußen Sommerhitze brütete, so daß wir über die Kühle innerhalb der Klostermauern recht froh waren, beschäftigten wir uns mit dem Fest der Geburt unseres Herrn Jesus Christus. Das war der Wunsch Vater Methods, der hoffte, daß wir Weihnachten bereits im Kreise slawischer Brüder würden feiern können.

Die gewohnte Runde wie auf dem Heiligen Berg war es eigentlich nicht, denn zu den Vätern Konstantinos und Methodios, den Brüdern Kyriakos, Nikitas und Anastasios sowie mir war als siebter Bruder Savvas gestoßen, der nach der Rückkehr von seiner Mission zu den Ros Vater Methodios in sein Kloster Polychronion gefolgt war. Er nannte uns spöttisch die Sieben Säulen der Weisheit. Das mochte überheblich klingen, aber eigentlich stimmte es ja: wir waren die Bauleute am Tempel, den nach den Sprüchen Salomons die Weisheit für die Slawen zu errichten sich anschickte.

An diesem Tage aber fehlte, als wir uns versammelten, gerade Savvas. Er erschien aber bald darauf in Begleitung eines mardaitischen Marineoffiziers, den er uns als Jūhanān vorstellte. Er war ihm – die Welt (*wəsə mirə*) ist wirklich nur ein

großes Dorf – auf der Straße begegnet und hatte ihn als jenen Offizier wiedererkannt, der ihn seinerzeit, als er noch Muslim war, gefangengenommen hatte, bevor er Christ und Mönch wurde.

„Jūhanān ist gerade mit einem Schiff aus Venedig gekommen und bringt Neuigkeiten, die für uns von Belang sind“, erläuterte Bruder Savvas.

„Das ist richtig. Nachdem ich von eurem Bruder Savvas erfahren hatte, daß ihr beabsichtigt, über Venedig in das Slawenland zu reisen und dabei darauf vertraut, daß Karlomannus, der Präfekt des Ostlandes, eure Weiterreise nach Morisena urbs nicht behindern wird, solltet ihr wissen, daß Karlomannus von seinem Vater Hludowicus nach Ratisbona befohlen worden und nach Zusicherung freien Geleits dorthin abgereist ist. Man mutmaßt, daß Karlomannus sich seinem Vater unterwerfen wird, so daß ihr auf der Weiterreise nach Morisena wohl nicht mehr mit dem eurem Unternehmen eher geneigten Karlomannus zu tun haben werdet, sondern mit den Männern des Frankenkönigs Hludowicus.“

Es war in der Tat so, daß wir über Venedig ins Slawenland reisen wollten. Denselben Weg hatte, wie wir von Slawomir wußten, die slawische Gesandtschaft auf dem Wege zu uns genommen, auf Römerstraßen nach Venedig, dann auf dem Seeweg in die Kaiserstadt. Das war zwar der längste der möglichen Reisewege, er galt aber als der sicherste. Die einzige Gefahr drohte hier von slawischen Seeräubern vom Flusse Narenta oder Naron, den die dortigen Slawen Neręty nennen. Die aber beraubten wohl venezianische Kauffahrteischiffe, trauten sich aber nicht an wehrhafte römische Dromonen, die zudem eher wenig Beute versprachen. Wir kämen also alle-

mal sicher nach Venedig, unsere Mission könnte aber auf dem Landwege in Schwierigkeiten geraten, wenn Hludowics Leute die Straßen durch Pannonien kontrollierten und uns unter dem Vorwand, unsere Sicherheit nicht gefährden zu wollen, an der Weiterreise nach Moravien hinderten.

Vater Konstantinos sah das Problem und sandte sogleich einen Bruder zu Photios, und schon tags darauf trafen wir erneut mit Seiner Heiligkeit und Käsar Vardas zusammen. Es war Vardas, der, nachdem Vater Konstantinos von den neuen Erkenntnissen berichtet hatte, das Wort ergriff.

„Unter diesen Umständen ist es wohl doch empfehlenswert, den noch dazu kürzesten Weg auf der alten Heerstraße zu wählen, auch wenn diese quer durch heute bulgarisches Gebiet führt. Ihr reist als kaiserliche Gesandte und seid als solche vor Übergriffen sicher, zumal unsere Beziehungen zu den Bulgaren seit den letzten Friedensverträgen vor zehn Jahren ungetrübt sind. Auch ist trotz territorialer Zugeständnisse, der Überlassung von Gebieten südlich von Develtos an Chan Boris, Thrakien größtenteils weiterhin in unserer Hand, und die Bulgaren werden sich hüten, daran etwas zu ändern. Bei feindlichen Aktivitäten ihrerseits müßten sie mit umgehenden Reaktionen rechnen. Der Weizen steht noch auf dem Halm, und sie wissen, daß durch Handelsverträge abgesichert, sie ihren Anteil daran erhalten werden, auf den sie im Winter ja angewiesen sind. Auf Reichsgebiet ist die Straße, wie mir der Logothet des Wegenetzes versichert, in gutem Zustand; ihr findet überall Pferdewechselstationen und Gasthäuser. Erst hinter Philippupolis und um Serdica ist die Straße infolge der seinerzeitigen kriegerischen Auseinandersetzungen und der Tatsache, daß diese Gebiete der Herrschaft des

Reiches entglitten sind, nicht mehr ausreichend gewartet worden, aber auch die Bulgaren nutzen die Wege und haben sie sicher nicht völlig verkommen lassen. Mit Wagen kämt ihr zwar nicht mehr überall durch, aber zu Pferde müßtet ihr ohne größere Probleme Viminacium am Danuvius erreichen können. Ob freilich es dort noch eine Schiffsbrücke gibt, ist zweifelhaft, aber eine Fährverbindung wird sich finden, wenn nicht dort, dann in Alba Bulgarica. Jenseits des Stromes befindet ihr euch bereits in Großmoravien. Länger als einen Monat werdet ihr für den Weg kaum brauchen.“

„Und wie sind die Beziehungen zwischen Bulgaren und Morawern heute?“ fragte Vater Konstantinos.

„Sie sind Konkurrenten um die Vorherrschaft über die Slawen, seit Mojmir im Zentrum des untergegangenen Awarereiches seine Herrschaft aufgerichtet hat. Die Beziehungen der beiden Nachbarn zueinander waren meistens friedlich und sind es auch heute. Nur als vor fast vierzig Jahren die bis dahin bulgarischer Herrschaft unterstehenden Stämme der Abodriten, Timočanen und Braničewer das bulgarische Joch abschütteln und sich dem morawischen Fürsten Mojmir unterstellen wollten, kam es zu kriegerischen Zusammenstößen, wobei die bulgarische Flotte den Dravus aufwärts weit in slawisches Gebiet hinein vorgedrungen ist und Teile vorübergehend besetzt hielt. Allein das von den Slawen Bälgrad genannte Singidunum sichert seither als Alba Bulgarica die Grenze des Bulgarischen Reiches gegen Großmoravien und das Frankochorion zwischen Danuvius und Savus.“

„Dann ist wohl klar, daß wir auf diesem Wege reisen sollten“, meinte Vater Konstantinos.

„Ja, und zwar möglichst bald“, fügte Photios hinzu. „Wir wissen nicht, was bei den Verhandlungen in Ratisbona herauskommen wird, aber ich gehe davon aus, daß König Hludowicus sich gegen seinen Sohn durchsetzt. Der Konflikt zwischen Franken und Morawern erledigt sich damit aber nicht. Wir müssen damit rechnen, daß es über kurz oder lang wieder zu Krieg kommt, wobei immer auch die Gefahr besteht, daß Hludowicus sich mit Boris gegen Rastislaw verbünde. Seit sieben Jahren herrscht Friede zwischen Bulgaren und Franken, nachdem es Hludowicus gelungen war, die Kroaten gegen die Morawer zu hetzen und damit das morawisch-bulgarische Bündnis gegen die Franken aufzubrechen. Auf sich allein gestellt haben da die Morawer eine böse Niederlage einstecken müssen. Aus jenem Frieden der Bulgaren mit den Franken kann jederzeit leicht ein gegen die Morawer gerichtetes Bündnis werden. Damit aber würde eine Konstellation wiederersterhen, wie sie vor sechs Jahrzehnten zu der tiefsten Erniedrigung kaiserlicher Politik durch Franken und Bulgaren geführt hat. Zwar richtete sich solch ein Bündnis heute nicht gegen das Reich, aber es könnte uns dennoch nicht gleichgültig sein, denn es liegt in unserem Interesse, daß Moravien als eigenständiger Staat erhalten bleibe und Franken und Bulgaren voneinander trenne.“

„Das ist richtig“, stimmte Vardas zu. „Militärisch dürften wir uns in einen möglichen Konflikt nicht einmischen und könnten den Morawern nicht helfen, denn unsere Kräfte sind noch immer im Osten durch den Emir von Melitini und die von ihm geschützten Paulikianer gebunden. Wir dürfen nicht einmal in den Verdacht geraten, uns in den Konflikt einmischen zu wollen, sonst stünde zu befürchten, daß Boris mit

Heeresmacht den Krieg um Thrakien wieder aufnehmen würde.“

Tatsächlich versprach der Plan, den Photios ausgearbeitet hatte, am ehesten Erfolg bei der Durchsetzung der Interessen des Reiches. Wenn der Papst sich dafür gewinnen ließe, würden die Ambitionen der Franken am mittleren Danuvius auf den Widerstand des Papsttums stoßen und eine Vereinigung der fränkischen Truppen mit den bulgarischen würde unmöglich.

„Vermutlich wird auch Karlomannus, selbst wenn er Hludowicus wieder einmal einen Treueid leisten sollte“, warf Photios ein, „auch den mit ziemlicher Sicherheit wieder brechen. Es wäre gut, wenn es gelänge, unsere Pläne zügig umzusetzen, solange die Wege nach Morisena und weiter nach Rom noch gefahrlos passierbar sind.“

Dabei blieb es. Die slawischen Gesandten, Prinz Gorazd, Slawomir und der von Fürst Swętoplęk entsandte romanischstämmige Diplomat Martinus, würden sich zusammen mit uns auf den Rückweg machen; auch sie hätten, wenn die Schilderung der politischen Lage sich bewahrheitete, als Gesandte auf dem Wege nichts zu befürchten. Wenige Tage später, am 12. Juli 6370, feierten wir noch einmal die Göttliche Liturgie in der Sophienkathedrale und am 13. Juli ebendort das kürzlich eingerichtete Fest der Synaxis des Erzengels Gabriel. Wie Gabriel durch die Verkündigung an die Gottesgebälerin den Heilsplan Gottes eingeleitet hatte, so sollte auf seine Fürbitten hin Gott unser Unternehmen segnen und damit auch die Slawen des Heilsplanes Gottes teilhaftig werden lassen. Vor allem das Schlußtroparion ist mir im Gedächtnis geblieben: „Wo deine Gnade, o Erzengel, umhüllt hat, von

dort ward die Kraft des Teufels vertrieben; denn nicht vermag im Lichte zu bestehen der gefallene Träger des Lichts. Deshalb bitten wir dich, lösche dessen feurige Lohen, die er wider uns entfacht, indem durch deine Fürbitte du uns, o Erzengel Gabriel, errettest aus dieser Anfechtung.“

Nur zu oft habe ich mir in den nächsten Jahren dieses Troparion ins Gedächtnis gerufen, wenn wir des Schutzes des Körperlosen bedurften, denn während wir auf unseren Wegen im Lande der unreinen Völker unter heidnischen Chazaren, Juden und Agarenern mit ihren je eigenen Überzeugungen stets Achtung für unseren christlichen Glauben gefunden hatten, sollten wir von Lateinern, die sich doch auch Christen nennen, oftmals erbittert angefeindet und verfolgt werden.

Am folgenden Morgen brachen wir früh auf und ließen bald die theodosianische Landmauer hinter uns. Wir waren mit den Morawern zu zehnt, dazu kamen fünf Packpferde, die unter anderem die Reliquien des heiligen Clemens in einem schlichten Schrein aus edlen Hölzern enthielten und die in Leder gebundenen, von uns in langjähriger Arbeit übersetzten Kodizes der wichtigsten Kirchenbücher. Die Straße war besser als jede andere, die ich bisher gesehen hatte, neun Fuß breit, zweispurig, so daß zwei Wagen bequem aneinander vorbeifahren konnten, gepflastert mit vieleckigen Steinen, manchmal auch nur mit Kiesbelag. Die Straße war ja ursprünglich als Heerstraße gebaut worden, und so empfahl sich festes Schuhwerk mit eisernen Nägeln, wie es bei Soldaten üblich ist, so daß man Unebenheiten der Pflasterung nicht spürt und die Schuhe nicht vorschnell verschleifen. Für uns waren freilich genagelte Schuhe und Ersatznägel nicht notwendig, da wir ja beritten waren und auf die Hufeisen der Pferde vertrauen durften.

Auch mit den Pferdewechselstationen und Gasthäusern hatte es seine Richtigkeit, wie es Vardas zugesagt hatte. Es war unübersehbar, daß wir auf dem Boden des Reiches reisten und nicht jenseits der Grenzen desselben. Pferde standen immer in ausreichender Zahl zur Verfügung, die Verpflegung war gut und der staatlich festgesetzte Preis billig. Militär begegneten wir unterwegs nicht, wohl aber immer wieder Kaufleuten mit Planwagen, teilweise neben Handelskarawanen auch Pilgern, die zu Fuß unterwegs waren. Bei jedem Zusammentreffen wurden natürlich Nachrichten ausgetauscht, aber beunruhigende waren Gott sei Dank nie darunter.

Während die Reise wegen der ausgezeichneten Straßenverhältnisse und bei gutem Reisewetter insgesamt erfreulich war, ärgerte ich mich immer wieder über den Prinzen Gorazd. Anfangs war er mir als nur wenig jüngerem noch freundlich gegenübergetreten, kaum aber hatte er in Erfahrung gebracht, daß ich Sohn nur eines Fischers war, mied er mich und suchte stattdessen bevorzugt die Nähe unserer aristokratischen Väter Konstantinos und Methodios. Vor allem Vater Methodios ließ das gerne zu. Damals verstand ich nicht, wieso dieser solches Gebaren guthieß, später verstand ich, was in ihm vorging. Unsere Aufgabe war es ja, eine Kirchenorganisation für Moravien vorzubereiten, und da kam es gerade darauf an, bei den Einheimischen hochgeachtete Personen zu fördern, die im Lande leicht Anerkennung würden finden können. Gorazd war der jüngste Sohn Rastislaws und durfte als solcher nicht damit rechnen, seinem Vater auf dem Fürstenstuhl nachzufolgen. Obwohl er damals noch Laie war, gab es sicher längst Pläne, ihn eine kirchliche Laufbahn einschlagen zu lassen. Es bestand für ihn also durchaus die Aussicht, einmal kirchliches

Oberhaupt seines Landes zu werden. Tatsächlich hat dann später Vater Methodios als Erzbischof Morawas in Pannonien, wie sein Titel lautete, kurz vor seinem Tode ausgerechnet Gorazd wegen dessen Verwurzelung unter den Morawern zu seinem Nachfolger bestimmt.

Mir war Slawomir, obgleich ebenfalls fürstlichen Geblüts und Vetter Rastislaws, sympathischer, denn anders als Gorazd ließ er den Hochmut seines Standes mir gegenüber nicht durchscheinen und erwies sich als herzlicher und offener Mensch. Auch Martinus, der aus der dalmatinischen Stadt Nona stammte, aber als Diplomat im Dienste Swętoplęks stand, war ein angenehmer Gesprächspartner ohne Standesdünkel. Dabei hätte die slawischen Gesandten durchaus stören können, daß sie von uns nicht erfahren hatten, was in der Kaiserstadt hinsichtlich des slawischen Begehrens entschieden worden war. Daß wir mit ihnen zusammen reisten, mag ihnen den Eindruck vermittelt haben, daß ihrem Wunsche nachgekommen worden war, obwohl ihnen kaum entgehen konnte, daß von uns keiner ein Bischof war. Wir waren unse-  
rerseits zu Stillschweigen verpflichtet, erst vor dem Fürsten Rastislaw sollten die romäischen Pläne enthüllt werden.

Nachdem wir die Kaiserstadt hinter uns gelassen hatten, führte die Straße in südwestlicher Richtung an das Meer, dem wir nun westwärts folgten. Das erste Nachtquartier machten wir in Silymvria, einer freundlichen, unmittelbar am Meer gelegenen Stadt. Kaiser Arkadios hatte sie nach dem Tode seiner fränkischstämmigen Ehefrau in Ælia Eudoxia umbenannt, doch weiß das heute kaum mehr jemand, denn nach dem Tode des Kaisers kam wieder der alte Name in Gebrauch. Als in der Nähe der Kaiserstadt gelegen, hatte Silymvria zu wieder-

holten Malen Feinde gesehen, zuletzt im Sommer 6321, als die Stadt ebenso wie weitere Orte der Umgebung geplündert und niedergebrannt worden war. Die Einwohner, mehr als eine Myriade an der Zahl, waren nach Bulgarien jenseits des Istros hinweggeführt worden und hatten erst 6345 unter Ausnutzung eines Aufstandes gegen den Chan mithilfe romäischer Schiffe zurückkehren können. Sichtbare Spuren der einstigen Verwüstung waren jetzt aber keine mehr auszumachen. Unterkunft fanden wir in dem der Pferdewechselstation angeschlossenen Gasthaus.

Am folgenden Tage führte die Straße weg vom Meer durch hügeliges Gelände, teils durch lichte Wälder und grüne Auen. Die Nacht verbrachten wir in Känophrurion, wo seinerzeit Kaiser Aurelianus ermordet worden sein soll. Die jetzigen Bewohner nannten die Festung allerdings Tyroloi oder Tzurulon. War es der triste Ort oder der unfreundliche Gastwirt, wir gewannen keinen guten Eindruck von der Stadt, so daß wir froh waren, ihn am nächsten Morgen hinter uns lassen zu können.

Das Land wurde flacher, weithin Bauernland, wir sahen aber auch Schafherden, dann allmählich häufiger große Getreidefelder, auf denen zahllose Landarbeiter im Schwung der Sensen unter rhythmischem Gesang damit beschäftigt waren, die Ernte einzubringen. Manchenorts kündeten auch bereits Stoppelfelder vom Fleiß der Landleute. Hier also wuchs das seit dem Verlust Ägyptens für die Kaiserstadt lebensnotwendige Getreide, und es wuchs so reichlich, daß nicht nur die Hauptstädter satt wurden, sondern Überschüsse auch nach Bulgarien ausgeführt werden konnten. Vor dem jetzt gültigen Handelsabkommen mit dem bulgarischen Nachbarn war um